Im Bann der Schuld.

Roman von Frank Barrett.

(7. Fortsetzung.)

Achtzehntes Capitel.

Sobald es in der Nachbarschaft bekannt wurde, daß Lydia Sansfouci verlassen hatte, bemühten sich die Klatschbasen beiderlei Geschlechts, alle möglichen Gründe für dies erstaunliche Ereigniß aufzufinden.

Als man nun gar erfuhr, durch wessen Vermittlung die Sache rückbar geworden, ist nie genau ergründet worden—daß der alte Freiherr sich geweigert, seinen Sohn selbstständig zu machen, und daß Julius St. George dennoch um Lydia Lester geworben, lag es klar am Tage, weshalb die Letztere Sansfouci verlassen hatte. Man hatte ja von allem Anfang gewußt, daß Lydia eine Abenteurerin sei, die es nur darauf angelegt hatte, einen reichen Mann zu kapern — aller Wahrscheinlichkeit nach war sie selbst arm wie eine Kirchenmaus und ihr elegantes Auftreten durch Lug und Trug ermöglicht worden. Einen armen Mann zu heirathen, war Lydia natürlich niemals eingefallen und nachdem sie den Antrag des jungen Freiherrn abgelehnt, hatte sie es für gerathen erachtet, zu verschwinden — vermuthlich hatte sie ihre Gläubiger auf ihre in Aussicht stehende Heirath mit dem Erben von Rockbyhall vertröstet und sich nun, da diese Illusion geschwunden war, bei Nacht und Nebel aus dem Staube gemacht.

Und als man nun gar erfuhr, daß der Oberst Lukas Sansfouci mit allem Zubehör von Lydia gekauft hatte — höchst wahrscheinlich für einen höheren Preis, als sich vom vernünftigen Standpunkt aus verantworten und begreifen ließ, war auch der letzte Zweifel beseitigt.

Der Oberst war entweder sehr einfältig oder sehr gutmüthig—vielleicht besaß er auch beide Eigenschaften und die geriebene Person hatte ihn zu überreden und zu übervortheilen verstanden.... Ja dieser Weise ging es über Lydia her und da es einstweilen keinen neuen Skandal in Rockby gab, der den alten verdrängt hätte, so wuchsen die Gerüchte lawinengleich an.

Ueber die Beziehungen, welche zwischen Lydia und dem Obersten bestanden hatten—denn daß dieselben noch bestanden, ließ sich kaum annehmen—kursierten die seltsamsten Versionen und Fräulein Edwards leistete auch hierin wieder das Mögliche. Sie erzählte jedem, der es hören wollte, Lydia sei auf einer ihrer häufigen Reisen mit dem Obersten bekannt geworden und habe ihn geheirathet, um zu spät zu entdecken, daß seine erste Gattin noch lebe! Mein Gott! — dergleichen kam leider allzu häufig vor und es war ein wahres Glück, daß keine achtbare Familie hierbei in Mitleidenschaft gezogen wurde. Später hatte sich Lydia von dem Obersten getrennt und sich in Rockby niedergelassen — dort kannte sie Niemand und ihre Vergangenheit und getreu der Tradition spielte sie jetzt die Magdalena und trug in ostentativer Weise Wohlthätigkeit zur Schau. An und für sich ließ sich ja dagegen gar nichts einwenden—eine bußfertige Magdalena hat vollen Anspruch auf unser Mitleid, aber unserem Familienkreise soll sie fern bleiben. Wie es stets zu gehen pflegt, hielt auch die Bußfertigkeit nicht lange vor — dann kam der Oberst nach Sansfouci und jetzt dankte man Gott, daß man sich bei Zeiten von der, gelinde gesagt — abenteuerlichen Herrin von Sansfouci zurückgezogen.

Frau von St. George war die einzige, die offen und allenthalben für Lydia eintrat, aber sie stand mit ihrem milden Urtheil völlig vereinzelt. Ihr Sohn, der vielleicht im Stande gewesen wäre, nähere Auskunft über Lydia zu geben, hatte eine Reise angetreten und als er nach einigen Wochen zurückkehrte, war er so still und wortkarg, daß jedem die Lust verging, mit ihm über die Ereignisse in Sansfouci zu reden. Seinen Vater, der ein einziges Mal Lydias als Abenteurerin erwähnte, hatte Julius ruhig aber sehr bestimmt geheten, Fräulein Lesters Namen in seiner Gegenwart nicht mehr zu nennen und der alte Herr war um so lieber auf den Wunsch des Sohnes eingegangen, als er annehmen zu dürfen glaubte, daß Julius nur noch mit Widerwillen an das Mädchen, das ihn so schnöde abgewiesen, weil er ihr keine Reichthümer zu bieten hatte, denke.

Es bedarf selbstverständlich keiner Versicherung, daß Julius St. George Lydia nicht vergessen hatte. Im Stillen hegte er immer noch die Hoffnung, die dunkle Wolke, welche sie von ihm getrennt, werde vorüberziehen und diese Hoffnung erhielt ihn aufrecht und ließ ihn die Trennung ertragen. Kurz nach Lydias Ableben war ihm ein Brief ihres Advokaten nachgesandt worden; derselbe enthielt die Mittheilung, daß Fräulein Lester ihn bitten lasse, das von ihr seiner Zeit für die Armen in Starsand erworbene Grundstück im Auge zu behalten und die Interessen der für die Verwaltung unfähiger Fischer wahrnehmen zu wollen.

Julius war Lydia für diesen Beweis ihres Vertrauens herzlich dankbar und wenn er, was er häufig that, nach Starsand hinauswanderte, kehrte er stets mit einem Gefühl wehmüthiger Freude heim, denn in dem kleinen Fischerdorf schlugen die Herzen noch warm für Lydia und dankbar gedachten die Armen ihrer Wohlthäterin.

Da Julius sich nach der Meinung seines Vaters so „vernünftig" zeigte, Lydias gar nicht mehr zu erwähnen, erachtete der alte Herr es an der Zeit, ihm Rockbyhall zu übertragen und mit großer Feierlichkeit fand die Uebergabe, die dem jungen Mann ein jährliches Einkommen von 20,000 Lstr. sicherte, statt. Julius fand durch die Uebernahme des bedeutenden Besitzes Veranlassung, von früh bis spät thätig zu sein und da es bekanntlich kein besseres Mittel gegen Traurigkeit giebt, als fleißige Arbeit, so war die Veränderung sehr segensreich für ihn.

Gelegentlich eines Rittes über Feld traf Julius mit dem Obersten zusammen; die Begegnung war ihm nicht angenehm, denn ohne einen bestimmten Anhaltspunkt schrieb Julius dem Einfluß des Obersten einen Theil der Schuld an Lydias Verhalten zu und so fiel sein Gruß sehr kühl aus. Der Oberst indeß schien das nicht zu bemerken, wie denn Feinfühligkeit und Takt ihm völlig fremd waren, und sein Pferd umwendend, ritt er an der Seite des jungen Freiherrn weiter.

„Wundern Sie sich nicht," frug er selbstgefällig, „mich als den Besitzer von Sansfouci zu sehen? Sie müssen wissen, ich habe eines meiner Bergwerke in Süd-Amerika mit bedeutendem Gewinn verkauft und da Lydia gern fort wollte, nahm ich ihr Sansfouci wie es geht und steht zu gutem Preise ab. Ich glaube nicht, daß ich das Schloß lange behalten werde—'s ist mir zu einsam hier. Lydia hat Ihnen doch gesagt, daß sie von hier abreise? Nicht? Na — sie hat immer seltsame Schrullen gehabt, wenn sie auch sonst ein gutes Mädel ist. — Sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, den Winter in Florenz zu verleben — sie liebt eben die Veränderung! Freilich Sie, die Sie Ihr Lebenlang in Rockbyhall vegetiren, können sich nicht vorstellen, daß man sich zuweilen nach Veränderung sehnt, aber ein Zugvogel wie Lydia Lester hat weniger spießbürgerliche Begriffe und Ansichten. Ich selbst kann ihr sehr gut nachfühlen, welcher Reiz in dem variatio delectat der Alten liegt und ich bin noch gar nicht sicher, ob ich nicht nächstens meinen Koffer packe und gleichfalls nach Florenz fahre."

Was hätte Julius St. George darum gegeben, dem faden Schwätzer den Mund stopfen zu können und wie beneidete er ihn um die Aussicht eines Wiedersehens mit Lydia! Aber er durfte sie nicht sehen — er mußte als ehrlicher Mann sein Versprechen halten und so suchte er die Sehnsucht seines Herzens zu betäuben und stürzte sich mit erneutem Eifer in die Verwaltung des großen Grundbesitzes, dessen Herr er jetzt war.

Mit der Zeit indeß litt Julius St. George unter der so mühsam beherrschten Aufregung, und er ward so nervös und reizbar, daß der alte Arzt, der ihn von Jugend auf kannte und behandelt hatte, ihm den wohlmeinenden Rath ertheilte, eine Tour mit seiner Yacht zu unternehmen.

Anfänglich wollte der junge Freiherr nichts davon hören, aber der Arzt hielt nicht ab und schließlich, als auch die Eltern, denen das veränderte Aussehen des Sohnes Gedanken machten, ihm zuredeten, sich eine kleine Erholungsreise zu gönnen, willigte er ein. Freilich versprach er sich selbst keinerlei Erfolg von der Reise—nahm er doch seinen stillen Kummer mit sich — aber den Eltern zu Liebe konnte er schon ein Opfer bringen. Der alte Freiherr versprach, während seiner Abwesenheit in Rockbyhall nach dem Rechten zu sehen, und so lief denn die „Thetis" — so hieß die elegante Yacht, an einem sonnenhellen Herbstmorgen von Dartmouth ab. Im Kanal indeß sprang der Wind um — das kleine Schiff wurde gleich einem Ball von den Wellen umhergeschleudert und nachdem Julius und die nur aus vier Mann bestehende Schiffsmannschaft drei Tage und drei Nächte mit dem orkanartigen Sturm gekämpft hatten, waren sie froh, endlich Newhaven zu erreichen, wo sie sich von den Anstrengungen erholen und die Schäden, die das Unwetter dem Fahrzeug beigebracht, ausbessern lassen konnten.

Da Newhaven selbst für den jungen Freiherrn wenig Anziehendes bot, so begab er sich nach Brighton, für welche Stadt er eine besondere Vorliebe hegte; zudem hatte er von Lydia erfahren, daß sie dort ihre Kinderjahre zugebracht und es gewährte ihm eine wehmüthige Freude, die Stätte, an welcher sie früher geweilt, zu betreten.

Ganz von Lydia's Bild erfüllt, wanderte er durch die Straßen der freundlichen Stadt — er betrachtete jedes Haus und fragte sich, ob sie wohl in demselben geweilt. Nach Tische wanderte er hinaus auf die Dünen, und sich auf eine zur Ruhe einladende Bank niederlassend, welche hinter einer hervorspringenden Klippe errichtet worden, steckte er sich eine Cigarre an und blickte träumend hinaus auf das weite Meer.

Wie lange er so gesessen haben mochte, wußte Julius St. George nicht; er wußte nur, daß er plötzlich halb erschreckt auffuhr, als fröhliches Plaudern und Lachen an sein Ohr schlug. Umherblickend vermochte der junge Mann Niemand zu erblicken und schon glaubte er, er habe wirklich geträumt, als er inne ward, daß die Stimmen sich hinter der vorspringenden Felsenwand hören ließen. Unzweifelhaft waren es Kinder, die dort scherzten und lachten, plötzlich aber sagte eine Stimme, deren Klang Julius alles Blut zum Herzen trieb:

„Setzt Euch doch, Kinder, sonst seid Ihr zu müde, um den Rückweg zu machen — wir haben noch eine halbe Stunde Zeit."

Die Stimme klang genau wie Lydia's Stimme; Julius schalt sich thöricht, daß er sich durch die Aehnlichkeit in dieser Weise aufregen ließ und doch konnte er seine Neugier nicht bezwingen — er mußte die Persönlichkeit, deren Stimme ihn an Lydia's Organ erinnerte, wenigstens sehen. Vorsichtig näherte er sich der Klippenwand, um einen Blick um die Ecke derselben werfen zu können; in diesem Augenblick sagte die Stimme eines kleinen Mädchens, dessen blondes Haar der Lauscher im Winde flattern sah:

„Fräulein Lester — Sie wollten uns doch eine Geschichte erzählen—bitte, thun Sie es jetzt."

Julius zuckte zusammen—wollte ihn denn heute alles äffen? Er mußte jetzt um jeden Preis sehen, wen man mit „Fräulein Lester" anredete, in dem Moment indeß, in welchem er um die Ecke bog, stob die Mädchenschaar auseinander und er hörte die Kinder ängstlich rufen:

„Fräulein—ein fremder Mann!"

Mit all dem Schrecken, der die Zöglinge englischer Mädchenpensionate beim Erblicken eines Mannes befällt, schaarten sich die Kinder um ihre Begleiterin; die Letztere hatte Julius den Rücken gewandt, aber dennoch erkannte der Freiherr die schlanke Gestalt, den von goldblondem Haar umwallten Kopf — es war Lydia—seine Lydia, die dort inmitten der Kinder stand und jetzt langsam der Stadt zuschritt. Er wollte ihr nacheilen, aber sein Fuß wurzelte am Boden — warum sich und ihr das Schwere noch schwerer zu machen? Er glaubte sie in Florenz — wenn sie also hier in Brighton war, mußte sie ihre Gründe dafür haben und ebenso für die merkbare Veränderung, die mit ihrem Aeußeren vorgegangen war. Julius hatte Lydia bisher immer sehr elegant gekleidet gesehen — ihr heutiger Anzug dagegen war von geradezu quäkerhafter Einfachheit und doch hatte er von dem Obersten erfahren, daß sie Sansfouci an ihn verkauft.

Freilich — der Oberst konnte gelogen haben; es war sogar wahrscheinlich, daß er es gethan, aber das erklärte immer noch nicht, wie Lydia, anscheinend als Lehrerin hierher nach Brighton kam! Als Besitzerin von Sansfouci mußte sie doch über bedeutende Fonds verfügen und wenn sie plötzlich arm geworden war, so schien der Oberst auf ebenso unerwartete Weise zu Vermögen gekommen zu sein!.... All' diese Erwägungen und Bedenken stürmten auf den jungen Freiherrn ein, und während er langsam der Stadt zuschritt, sann er darüber nach, wie er dieses Räthsel lösen könne.

Neunzehntes Capitel.

Wie Lydia dem Obersten Lukas schriftlich in Aussicht gestellt, war ihr ganzes Vermögen dem Manne, der nach ihrer Meinung vollen Anspruch auf ihre Unterstützung hatte, ausgefolgt worden. Ines, welche das Sprichwort von der Ehre der Diebe untereinander für eine leere Fabel hielt, beobachtete den Obersten aufs schärfste und so erfuhr sie auch wirklich, welcher Termin für die endgiltige Uebergabe des Vermögens festgesetzt worden war. An dem hierfür bestimmten Tage fuhr der Oberst nach London, wo er mit Lydias Sachwalter zusammentraf; sobald er von dieser kleinen Reise zurückkehrte, trat ihm Ines entgegen und bemerkte ruhig:

„So—jetzt bist Du im Besitz von Lydia's Vermögen—nun wollen wir weiter reden. Du hast doch Alles in Händen?"

„Alles," nickte der Oberst, sich eine Cigarette drehend; „den in Staatspapieren angelegten Betrag habe ich sofort verfilbert, um für alle Fälle gerüstet zu sein und die Besitzurkunden über Sansfouci gedenke ich baldmöglichst gegen eine entsprechende Summe in Verzahl zu geben."

„Wie hoch ist denn Sansfouci bewerthet?" fragte Ines geschäftsmäßigen Tones.

„Leider ist die Bewerthung hinter meiner Erwartung zurückgeblieben," war die gleichmüthige Entgegnung des Obersten.

„Darum handelt sich's jetzt nicht. Ich wünsche die genaue Summe kennen zu lernen, um meinen Antheil berechnen zu können."

„Dein Antheil," sagte der Oberst kühl, „wird genau so bemessen werden, wie ich's für gut finde."

Ines schien diese Antwort erwartet zu haben; sie lächelte spöttisch und sagte dann:

„Du hast also nicht die Absicht, Dein Versprechen, an dessen Erfüllung ich die Wahrung Deines Geheimnisses geknüpft, zu halten—"

„Das hängt von den Umständen ab."

„Hm—entweder von Deiner Großmuth oder von Deiner Ehrenhaftigkeit, wolltest Du wohl sagen?"

„Nein—ich verstand unter den Umständen in erster Linie Dein Verhalten und Deine Selbstbeherrschung—"

„Du sprichst in Räthseln — erkläre Dich deutlicher, wenn's beliebt."

„Du hast mich nicht ausreden lassen — ich wollte hinzufügen: und vom Glück."

„Was geht's mich an, ob Du Glück hast oder nicht?"

„Das will ich Dir eben beweisen. Wenn ich in meinen Speculationen glücklich bin, sollst Du Deinen vollen Antheil mit der Zeit erhalten. Bin ich unglücklich in meinen Berechnungen, oder läßt Du Dich zu einer Uebereilung hinreißen, dann sollte mir's leid für Dich thun, denn dann müßtest Du Dir den Mund wischen."

„Und wenn ich nun nicht Lust habe, mich der Möglichkeit, um meinen Antheil betrogen zu werden, auszusetzen?"

„Nehmen wir nun meinetwegen an, Du habest keine Lust—was dann?" frug der Oberst höhnisch.

„Dann schreibe ich noch heute an Lydia und theile ihr mit, was ich über Dich weiß."

„Siehst Du, wie gut ich Dich kenne—daß ist die Uebereilung, um nicht zu sagen, Unklugheit, welche ich voraussah. Wenn Du in diesem Sinne an Lydia schreibst, zwingst Du mich nur zur schleunigen Abreise nach England—eine Rückgabe des Vermögens steht völlig außer Frage, denn was ich einmal habe, halte ich fest. Ich will Dir indeß zugestehen, daß ich mich nur ungern zur Abreise entschließen würde; ich fühle mich hier recht behaglich und ich glaube, Dir geht's ebenso. Wenn Du Dich zusammennimmst, können wir beide hier bleiben; sollte ich zur Abreise genöthigt werden, dann wäre es für Dich noch schlimmer, als für mich, denn ich bin wenigstens im Besitz eines anständigen Vermögens, während Du den Kirchenmäusen erfolgreiche Conkurrenz machen kannst. Lydia wird Dir ja ohne Zweifel für die Mittheilungen, die Du ihr zugedacht, höchst dankbar sein, da sie aber selbst nichts besitzt, so ist keine Aussicht vorhanden, diese Dankbarkeit in klingende Münze umgesetzt zu sehen."

„Du bist somit," fuhr der Oberst fort, „in der angenehmen Lage, Dir Deinen Unterhalt erwerben zu müssen— Du weißt ja aus Erfahrung, wie das schmeckt. Auch hast Du wohl kaum daran gedacht, daß die nachtheiligen Eröffnungen über meinen Charakter für Dich selbst ebenso fatal werden dürften, denn wenn Du allenfalls vergessen solltest, Deinen Mittheilungen die Kunde beizufügen, in welchem Verhältniß wir beide zu einander stehen, so darfst Du von meiner Gewissenhaftigkeit die schleunige Ergänzung Deines Berichtes erwarten.

„Aus diesen wenigen Worten erhellt hoffentlich zur Genüge, daß Du äußerst unklug handeln würdest, wenn Du meine Pläne kreuztest; es ist überhaupt unvernünftig, sich mit Jemandem zu zanken, und es würde in Deinem Falle doppelt unvernünftig sein, denn ich bin ein nicht zu unterschätzender Gegner. Ich kann ja sehr gut begreifen, daß es Dich unangenehm berührt, nicht ganz so viel zu erhalten, als Du erwartet hast, aber das giebt sich schon, und schließlich wirst Du froh sein müssen, überhaupt etwas zu erlangen, ohne darum einen Finger rühren zu dürfen.

Hier — Du sollst sehen, daß ich nicht knauserig bin, greife zu, mein Schatz, es ist eine 5 Lstr.-Note, und dabei hielt der Oberst der Dame lachend einen Bankschein entgegen.

Ines indeß war zu wüthend, um ihm Gehör zu geben — sie wandte sich verächtlich ab und versetzte dadurch den Oberst wirklich in Erstaunen, denn Geld hatte Ines noch niemals ausgeschlagen!

„Wie Du willst, meine Theure," sagte Lukas gleichmüthig, indem er den Schein wieder einsteckte; „wenn Du später zu der Erkenntniß kommst, daß ein Fonsor immer zu verwenden ist, wirst Du schon andere Saiten aufziehen!"

* * *

Worin lag das Geheimniß der Macht, welche der Oberst offenbar über Lydia besaß? Ines grübelte unablässig darüber nach, ohne doch eine befriedigende Erklärung finden zu können. Eines nur stand bei ihr fest — die Beziehungen Lydia's zu dem Obersten mußten aus einer Zeit datiren, da sie, Ines, Lukas noch nicht gekannt hatte.

Freilich war es ihr dabei unbegreiflich, daß diese Beziehungen nicht gleich bei der Ankunft in Sansfouci, sondern erst später zur Geltung gekommen waren — wie dem aber auch sein mochte, Lydia mußte entweder den Verstand verloren haben, oder der Oberst besaß ein Geheimniß, sie sich gefügig zu machen. Einstweilen konnte Ines nichts weiter thun, als ihre Aufmerksamkeit verdoppeln und auf einen günstigen Zufall hoffen, der ihr vielleicht enthüllte, was ihr jetzt noch unklar erschien.

Der Oberst wandte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Turf zu; er wettete und wagte Unsummen auf dies oder jenes Pferd, um am Ende der Rennen zu entdecken, daß man unter Umständen in Askott und Epsom ebensoviel verlieren könne, als am grünen Tisch.

Beim nächsten Rennen in Newmarket war er vorsichtiger und das Glück erwies sich ihm günstig, so daß andere Sportlustige auf ihn aufmerksam wurden.

Da er, sobald er Geld in Händen hatte, ein äußerst freigebiger Mann war, dessen Grundsatz „leben und leben lassen" hieß, so bildete er bald den Mittelpunkt einer Schaar von Schmarotzern und durch einen seiner neuen Freunde machte er die Bekanntschaft eines Börsenspeculanten Namens Muntz.

Muntz war entschieden kein Adonis; dürr, leibarm, mit sandfarbenem, hie und da schon mit Grau gemischtem Haar, einer Hakennase, Sommersflecken im Gesicht und stechenden schwarzen Augen, die von buschigen Brauen fast völlig verdeckt wurden, bot er im Allgemeinen ein ziemlich abschreckendes Bild. Die wulstigen Lippen erwiesen sich fast zu klein für den an einen Nußknacker erinnernden Mund und seine Bekannten nannten ihn nie anders als den „Satyr", welcher Bezeichnung auch sein Wesen durchaus entsprach. An der Börse aber war Muntz eine Autorität; er hatte einen merkwürdigen Scharfblick für finanzielle Operationen und man erzählte sich mit ehrfurchtvollem Staunen, er sei mehrfacher Millionär und verdiene oft bei einer einzigen Speculation Hunderttausende.

Dieser Matador der Börse imponirte dem Obersten ungemein; er beschloß, sich seiner Führung anzuvertrauen und hoffte auf goldene Berge — wenn er es klug anfing, mußte er binnen Kurzem ein Krösus sein.

So copirte er denn getreulich die finanziellen Maßnahmen des Millionärs; er kaufte alle Papiere, die er Muntz kaufen sah und war festüberzeugt, das Glück beim Schopfe fassen zu können. Sechs Wochen lang ging alles ganz nach Wunsch, aber dann kam plötzlich ein Rückschlag; Lukas entdeckte, daß seine Baarmittel erschöpft seien und die Erfüllung der Verpflichtungen, die er so leichtsinnig übernommen, bereitete ihm Sorge. Außer Stande, sich in dem Labyrinth der Börse allein zurechtzufinden, mußte er mit Hintansetzung seines Stolzes sich einem Freunde anvertrauen und diesen bitten, ihm Mittel und Wege anzugeben, wie er sich aus der Verlegenheit ziehen könnte.

„Aber sagen Sie mir um's Himmels willen, Lukas, wie konnten Sie denn so unsinnig in's Zeug gehen und kaufen?" rief der Freund völlig verblüfft.

„Ich habe alles gekauft, was Muntz kaufte," sagte der Oberst kleinlaut.

„Muntz? — Ja, mein Gott—Sie sind aber doch nicht Muntz!" sagte der Andere kopfschüttelnd. „Muntz kauft alles, so weit Preis und Risiko im Einklang stehen — Sie kennen wohl sein System nicht? Na, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie sind aber auch noch gar zu grün—ich glaube ein Wickelkind nimmt's mit Ihnen auf. Die Sache ist so einfach — er deckt seinen Verlust, indem er seinen Einsatz verdoppelt—'s ist gerade, wie wenn man ein Geldstück in die Luft wirft und auf Kopf oder Schrift wettet."

„Und wenn's noch so einfach ist — ich verstehe mich nicht darauf," knurrte der Oberst verdrießlich.

„Gut — ich will mich deutlicher ausdrücken. Gesetzt, Sie werfen ein Sechspencestück in die Luft und wetten auf die Schrift — fällt der Kopf, so werfen Sie das zweite Mal einen Schilling in die Höhe und wetten wieder auf die Schrift — fällt dieselbe, dann haben Sie sechs Pence gewonnen und den Verlust des ersten Wurfes gedeckt — fällt der Kopf, dann werfen Sie zum dritten Mal und zwar mit einer halben Krone, um die bisherigen Verluste zu decken. Begreifen Sie jetzt, mein?"

„Nicht völlig—wenn ich beständig verliere —"

„Pah—alles nimmt ein Ende—früher oder später muß das Geldstück auf die Schriftseite fallen und dann haben Sie gewonnenes Spiel. Genau so macht's Muntz an der Börse — da er Millionär ist, kann er sich das leisten und je länger es dauert, bis er das Glück zwingt, um so sicherer bleibt's ihm treu. Sehen Sie jetzt klarer?"

„Jawohl—so klar, daß mir die Augen übergehen," rief der Oberst verdrießlich, „was soll ich dann mit meinen unglücklichen Aktien, die ich gekauft habe, ohne sie bezahlen zu können, anfangen?"

„Mein Gott—das ist doch einfach genug — Sie müssen Muntz dazu bringen, daß er Ihnen die Papiere abkauft."

„Sie haben gut reden — Muntz wird sich hüten. Als ich abschloß, standen die Aktien hoch — jetzt sind dieselben so rapid gefallen, daß keiner sie auch nur geschenkt nehmen will und Muntz wäre ein Narr, wenn er mir die Papiere abkaufte."

„Wenn man einen Menschen an seiner schwachen Seite zu fassen versteht, ist er stets ein Narr," meinte der Andere bedeutsam.

„Aber Muntz hat keine schwache Seite."

„Dann müßte er kein Mensch sein."

Der Rathgeber sah dabei so pfiffig aus, daß der Oberst überzeugt war, er wisse mehr als er sagen wolle und so meinte er sondierend:

„Wenn Muntz freilich auch seine schwache Seite hätte, böte sich mir vielleicht eine Chance, aber wie die Dinge einmal liegen, habe ich keine Hoffnung."

„Hm—er hat keine schwache Seite."

„Wirklich? O, dann sind Sie der Mann, der mir helfen kann! Sie müssen mir sagen, wie ich ihn fassen kann und Ihr Schaden soll's nicht sein."

Glücklicherweise hatte der gute Freund kein hartes Herz und nachdem der Oberst sich bereit erklärt hatte, ihm hinsichtlich eines Pferdes einen Gefallen zu erweisen, rückte er mit der Sprache heraus.

„Als Sie kürzlich in Newmarket waren," sagte er, „hatten Sie eine sehr hübsche, elegante Dame am Arm; wer war sie denn?"

„Meine Tochter," versetzte der Oberst, „was ist mit ihr?"

„Na—wenn Sie nächstens mit Muntz zusammentreffen, bringen Sie die Rede auf Ihre Familie. Ihr gemüthliches Heim p. p. und werfen Sie hin, Ihre Tochter sei ein recht hübsches Mädchen. Dann laden Sie ihn ein, Sie zu besuchen—am besten gleich auf ein paar Tage, etwa auf Weihnachten."

„Ah — Sie meinen, ich soll ihn nach Sansfouci einladen? Glauben Sie, daß er käme? Es ist verteufelt weit für den alten Burschen."

„Wenn er Ihre Einladung ausschlägt, will ich Hans heißen — lehren Sie mich den alten Muntz kennen."

Zwanzigstes Capitel.

Wie der Freund richtig prophezeit, nahm Muntz die Einladung an.

Der Oberst gab sich alle Mühe, den Millionär würdig zu empfangen; er engagirte einen französischen Koch, ergänzte die Lücken seines Weinkellers mit den feinsten Marken und schloß mit einem Delikatessenhändler in London einen Vertrag auf tägliche Lieferungen von auserlesenen Fischen, Wildpret und Früchten ab. Außerdem lud er einige Herren ein, von deren Unterhaltung er für Muntz Zerstreuung hoffte und als alles bereit war, sah er der Ankunft des Gastes erwartungsvoll und hoffnungsreich entgegen.

Schon der erste Abend jedoch klärte den Obersten darüber auf, daß er sich höchst unnöthig in Kosten gerannt.

Muntz war von höchst einfachen, fast spartanischen Gewohnheiten; sein tägliches Mittagsmahl bestand aus einem kräftigen Fleischgericht, welches er mit einem guten Glase Claret hinabspülte; Fische, Wildpret und feine Früchte waren für ihn nicht vorhanden und da er weder Billard noch Karte spielte und auch keine Vorliebe für die von dem Obersten und seinen Freunden auf's Tapet gebrachten Gesprächsstoffe an den Tag legte, so erwiesen sich die zur Unterhaltung des Millionärs getroffenen Anstalten ziemlich überflüssig.

Nur in einem Punkte schien der Oberst in seinen Berechnungen glücklicher gewesen zu sein. Er hatte Ines mitgetheilt, daß er sich in Verlegenheit befinde und daß er von Muntz Hilfe erhoffe, falls es gelinge, den Alten zu fesseln. Ines selbst wünschte nichts sehnlicher, als einen reichen Mann in ihre Netze zu ziehen und sie entfaltete ihre Liebenswürdigkeit in so erfolgreicher Weise, daß, als nach Verlauf von einer Woche die übrigen Herren abreisten, der Millionär den Wunsch durchblicken ließ, noch länger in Sansfouci zu verweilen.

Es bedarf keiner Versicherung, daß sowohl der Oberst, wie Ines selbst sich höchst befriedigt von diesem Resultate fühlten und Lucas hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, Muntz hinsichtlich seiner Aktien zu Rathe zu ziehen.

Wirklich erwies sich auch der Millionär sehr entgegenkommend; er versprach dem Obersten, ihm noch vor seiner Abreise die fraglichen Papiere abzunehmen und den Preis dafür zu zahlen, den Lukas selbst zu erlegen sich verpflichtet hatte.

Dies Zugeständniß übertraf die kühnsten Erwartungen des Obersten und in seiner Freude hierüber drängte er den Millionär zu längerem Bleiben—nun er sicher war, die Kosten nicht umsonst aufgewendet zu haben, konnte er ja immer noch eine Weile auf die endgiltige Regelung der Angelegenheit warten.

Es ist eine mehrfach beobachtete und durch die Erfahrung bewiesene Thatsache, daß habgierige Naturen durch Erfolg noch lüsterner nach Gewinn werden, und so war es auch hier.

Der Oberst überlegte hin und her, auf welche Weise er Muntz noch weiter auszubeuten könne und der Plan, auf den er schließlich verfiel, machte seiner Erfindungsgabe wie seiner Berechnung alle Ehre. — Er saß eines Abends allein im Rauchzimmer, als ihm eine brillante Idee kam — da Muntz nicht rauchte und auch nicht vertragen konnte, wenn Andere dieser Unterhaltung fröhnten, sah Lucas sich jetzt zu vielfachen Rücksichten genöthigt, und nur wenn Ines ihm die Unterhaltung des Gastes abnahm, konnte er sich seine geliebte Cigarrette gönnen. Auch heute klang Ines helles Lachen aus dem Salon herüber — sie schien es wirklich zu verstehen, Muntz zu amüsiren.

Nach Verlauf einer halben Stunde etwa hörte der Oberst, daß der Millionär sich auf sein Zimmer zurückzog—wie alle älteren Leute hielt er streng auf seine gewohnten Stunden und allabendlich Punkt 10 Uhr legte er sich zu Bett.

Sobald der Oberst sicher war, Ines allein zu finden, zündete er sich eine neue Cigarrette an und begab sich hinüber in den Salon. Ines stand unter dem Kronleuchter und hielt ein Armband in der Hand, dessen Steine sie im Scheine der Gasflammen blitzen und funkeln ließ; sie blickte erstaunt auf, als Lukas eintrat und ohne weitere Vorbereitungen sagte:

„Ines — ich muß Lydia's Adresse haben."

„So?" fragte sie lakonisch, während sie das Armband um ihr Handgelenk legte und wohlgefällig wahrnahm, wie vortheilhaft sich der runde, weiße Arm von dem schwarzen Email des Reifes abhob; dann zuckte sie geringschätzig die Achseln und gähnte in offensibler Weise.

Der Oberst mußte nicht auf sofortige Zustimmung gerechnet haben, denn er warf sich mit behaglichem Schmunzeln in einen Sessel und bemerkte:

„Du bist hinsichtlich Lydia's Aufenthaltsort merkwürdig diskret — weiß der Henker weshalb — vielleicht bildest Du Dir gar ein, es liege in Deinem Interesse, mich in dieser Beziehung im Dunkeln tappen zu lassen. Ich weiß, daß Du mit Lydia korrespondirst, und daß Du ihre Briefe poste restante in Stonebridge abholst, aber ich hatte bisher kein Interesse daran, die Briefe zu lesen und würde auch jetzt Dich nicht mit einer Frage behelligt haben, wenn es mir nicht um Lydia's Adresse zu thun wäre. Wenn Du mir dieselbe verweigerst, müßte ich zu einem Inserat meine Zuflucht nehmen und das wäre unbequem und zeitraubend — wenn's freilich nicht anders möglich ist, bleibt mir dieser Ausweg immer noch."

Ines schwieg nachdenklich; endlich fragte sie kurz:

„Wozu brauchst Du Lydia's Adresse?"

„Ich möchte sie einladen, die Weihnachtsfeiertage hier bei uns zu verleben."

„Du kannst Dir diese Mühe sparen, ich weiß, daß Lydia Gründe hat, nicht nach Sansfouci zu kommen."

„Ueberlaß mir die Sorge für diesen Punkt — wenn ich Lydia einlade, kommt sie," sagte der Oberst ruhig.

Ines preßte die Lippen im stillen Aerger aufeinander; warum konnte sie den leitenden Faden nicht fassen — worin bestand seine Macht über Lydia? Sie schritt einige Male im Zimmer auf und ab; endlich setzte sie sich an den Kamin, sodaß ihr Gesicht im Schatten lag und fragte scharf:

„Wann soll Lydia hierherkommen?"

„Sofort—jedenfalls so bald als möglich."

„Und weshalb?"

„Um Muntz hier zu begegnen."

„Du faselst—was hätte Muntz mit ihr zu thun?"

„Einstweilen noch nichts, aber ich wünsche, daß er sie heirathet."

Jetzt schien Ines ein Licht aufzugehen; sie sprang heftig auf und rief mit zornbebender Stimme:

„Gut, daß ich das weiß — jetzt sollst Du sicher nicht erfahren, wo Lydia weilt — eher bisse ich mir die Zunge ab!"

„Thu's immerhin — sie ist ohnehin zu lang," höhnte der Oberst. „Du hast übrigens keinen Grund, so heftig zu werden," fuhr er gleichmüthig fort; „es liegt in Deinem eigenen Interesse, mir Lydia's Aufenthaltsort zu nennen und ich werde Dir das sofort beweisen."

„Das dürfte Dir denn doch schwer fallen," rief Ines spöttisch auflachend, „einstweilen ist Muntz vollauf mit mir beschäftigt, und ich müßte wahnsinnig sein, wollte ich mir eine Nebenbuhlerin auf den Hals laden. Im Zusammenleben mit Dir ist mir freilich das Gefühl der Eifersucht völlig abhanden gekommen, aber hier handelt es sich um meine Existenz und es hieße meine Chancen auf Null reduziren, wollte ich Lydia hierherkommen lassen. Was Muntz betrifft, so —"

„Wirst Du mir hoffentlich nicht vorlügen wollen, Du liebtest den alten Kerl," fiel der Oberst Ines mit rohem Lachen in's Wort.

„Nein, aber ich habe es satt, von Dir abhängig zu sein —"

„Und so möchtest Du die Abhängigkeit von mir abschütteln, um in Zukunft von Muntz abhängig zu sein?" ergänzte der Oberst höhnisch.

„Das sollte mir fehlen—nein, da käme ich freilich vom Regen in die Traufe," versetzte Ines verächtlich; „Du hast mich völlig mißverstanden — ich will Muntz beherrschen — er soll mein Sklave sein — ja, er ist es bereits."

„Da bist Du denn doch in einem bedauerlichen Irrthum befangen," sagte der Oberst kühl; Du nimmst seine wohlfeile Galanterie für baare Münze und siehst goldene Berge, wo in Wirklichkeit nur eine Sandwüste ist."

Ines blickte ihn giftig an; dann zog sie das Armband von ihrem Handgelenk, hielt es Lukas hin und rief triumphirend:

„Wachsen dergleichen Dinge vielleicht in leeren Sandwüsten?"

Der Oberst stand auf, und neben Ines tretend, sagte er gelassen:

„Vielleicht gestattest Du mir, die Kostbarkeit genauer zu betrachten?"

Ines legte das Armband in seine ausgestreckte Hand; er hielt die Steine gegen das Licht, wog den Schmuck prüfend in den Fingern und gab es dann der Eigenthümerin mit den Worten zurück: „Im günstigsten Falle hat's 20 Lstr. gekostet."

„Ist das Dein Ernst?" fragte Ines offenbar enttäuscht.

„Mein völliger Ernst — Du weißt, ich verstehe mich auf Schmucksachen und da Muntz Dir das Armband als Entgelt für Deine nicht zu unterschätzenden Anstrengungen, ihn zu unterhalten und zu amüsiren, geschenkt hat, so kannst Du ja ungefähr berechnen, wie hoch er Deine Leistung